

erst legitimieren zu müssen!“ (nämlich als ‚Ausnahme-Jude‘) „darum ist es ja nur so widerwärtig, eine Jüdin zu sein!“ (S. 87; vgl. S. 117).

Am wohlsten fühlt sie sich, wo sie die ununterscheidbare Fremde aus Preußen ist (nicht, wie in Berlin, „die Levi“ mit ihrer bekannten Zudringlichkeit, ihrem „so mächtig entfesselnden, so durchaus desorganisierenden Genie“, S. 88). Also etwa in Paris (S. 71 ff.; dazu S. 203 f.); später zeitweise als Gattin des preußischen Geschäftsträgers in Karlsruhe, Varnhagen („Rahels glücklichste, ungekränkste Zeit“, S. 196), welche dann doch auch von ihrer Jugendfreundin „Caroline von Humboldt in Frankfurt, kurz nach Abschluß des Wiener Kongresses... vor einer großen Gesellschaft einfach mit Sie angeredet wurde – eine recht simple Art, eine jahrzehntalte, peinlich gewordene Freundschaft zu liquidieren“ (S. 195 f.).

Nach solch ein paar Jahren (1815–1819) „Zwischen Paria und Parvenu“ (S. 186, Überschrift des vorletzten Kapitels in diesem Buche) hat sie endlich verstanden: „Aus dem Judentum kommt man nicht heraus“ (S. 201: Titel des letzten, lehrreichsten Kapitels), „hatte begriffen, daß die ‚Pockenmaterie‘, die aus uns ‚raus muß‘, nicht in den Juden allein steckt; daß sie an den Juden nur ausbricht, sie mitergreifend, mitinfizierend; daß alles, was sie selbst ein Leben lang dagegen unternahm, nur ‚Schminke‘ war, die nichts hilft, und wäre sie mit Hausanstreichpinseln aufgeklext; und unbekümmert schreibt sie am Ende ihres Lebens in Briefen an den Bruder wieder ganze Absätze mit hebräischen Buchstaben. Freiheit und Gleichheit werden nicht dadurch hervorgezaubert, daß einer und noch einer sie sich als Privilegien erswindeln“, wie es die große Versuchung zunächst der Hof- und daher dann der ‚Ausnahmejuden‘ war (S. 210). An *Heine* (der in diesem Buch genau so *richtig* gesehen ist – vgl. FR. 17/18, S. 41 f.! – wie *Gentz*, S. 84 ff. *verkehrt* – vgl. die Biographie von Golo Mann!) richtet sich Rahels Vermächtniswort, in welches diese Lebensgeschichte ausmündet: „Keine Wohltätigkeitsliste, kein Vivat, keine Herablassung; keine gemischte Gesellschaft, kein neues Gesangbuch, kein bürgerlicher Stern, nichts, nichts konnte mich je beschwichtigen... Sie werden dies herrlich, elegisch, phantastisch, einschneidend, äußerst scherzhaft, immer gesangvoll, anreizend, oft hinreißend sagen; nächstens sagen. Aber der Text aus meinem alten beleidigten Herzen wird doch dabei der Ihrige bleiben müssen.“ Wie viel man aus dem Buche lernen kann, wer das jüdische Schicksal im allgemeinen und das deutsch-jüdische insbesondere studiert, ist gar nicht zu sagen; besonders hervorzuheben übrigens die völlig treffende These, daß damals gerade diejenigen „Juden bleiben wollen, welche in Kultur- und Reformvereinen trotz des Scheins einer Auflösung in Wahrheit doch nur um Konservierung kämpfen“ (S. 122).

**Paul W. Massing:** Vorgeschichte des politischen Antisemitismus. Frankfurt 1959. Europäische Verlagsanstalt. 285 Seiten.

Diese Geschichte der Entstehung und der Anfänge jüdenfeindlicher politischer Bewegungen in Deutschland von 1871 bis 1914 schließt fast lückenlos an die den Zeitraum von 1815–1850 betrachtende „Frühgeschichte“ von Eleonore Sterling an (vgl. FR IX, 64) und ist ähnlich verdienstvoll, nicht nur als Darbietung eines sonst überwiegend weit zerstreuten und schwer zugänglichen Materials, sondern mehr noch durch die Analyse. Sie gilt hier vor allem den (ideellen oder auch materiellen) *Interessen* (wie bei E. Sterling den *Mentalitäten*) die zum ‚Antisemitismus‘ führten, als dessen eigentliche *Träger* sich deklassierte Intellektuelle abzeichnen. *Mitläufer* finden sich – überwiegend nur in Perioden ökonomischer Unzufriedenheit – in Mittelstand und Kleinbauern, *Manipulatoren* unter den Konservativen, deren mancher sich freilich schon damals sagt oder sagen lassen muß (von Reichskanzler Caprivi 1893 im Reichstag laut S. 115), daß zuletzt eintreten werde, was dann 1933 für diese

Kreise eingetreten ist: „Die ich rief, die Geister, werd’ ich nun nicht los!“

Wenn nun freilich Bismarck „der erste große Manipulator des Antisemitismus im modernen Deutschland“ genannt wird, so ist das einfach falsch und wird durch die Tatsache, daß er die von ihm gebührend verachtete Bewegung bei der oder jener (seltenen) Gelegenheit einmal als ‚kleineres Übel‘ taktisch in Rechnung stellte (S. 46 f.), wahrlich nicht gerechtfertigt. Zutreffend dagegen erscheinen uns die Sätze: „Ging die konservative Partei mit der Regierung, so wollte sie mit dem antisemitischen ‚Pöbel‘ wenig zu tun haben. Stand sie aber in Opposition, so benutzte sie den Antisemitismus als Druckmittel... bis zu den letzten Tagen der Weimarer Republik...“ (S. 114 f.). Dies wird für die Abfolge der deutlich unterscheidbaren Phasen in jenen anderthalb Menschenaltern deutscher Innenpolitik dargelegt: für den noch halb konservativen ‚christlich-sozialen‘ Kryptoantisemitismus des Hofpredigers Stoecker; für die fast alle Züge des Hitlertums vorwegnehmende offen ‚rassistische‘ Bewegung der tendenziell anti-konservativen, ‚cum grano salis‘ demokratischen ‚Völkischen‘ seit den 80er Jahren („gegen *Junker* und *Juden!*“); seit der Jahrhundertwende dann für den ‚vornehmeren‘ Antisemitismus „auf kaltem Wege“, wie der Deutschnationale Handlungsgehilfenverband ihn praktizierte und der Alldeutsche Verband ihn propagierte (ab 1903). Die Schlußkapitel schildern die sukzessiven Einstellungen zur ‚Judenfrage‘ im sozialistischen Lager bis hin zu dem außer Anti- auch ‚Philosemiten‘ (als Liberalismus-Beschöniger) attackierenden Franz Mehring.

Gegenüber der 1949 in New York (unter dem Titel: Rehearsal for Destruction. A Study of Political Antisemitism in Imperial Germany) erschienenen Originalausgabe zeigt die von Theodor W. Adorno und W. Dirks im Auftrage des Frankfurter Instituts für Sozialforschung herausgegebene deutsche Übersetzung und Bearbeitung von Felix J. Weil zahlreiche und nicht unwesentliche Unterschiede.

Abgemildert sind den deutschen Leser unnötig verärgende Zusatzen: Wo von den „money-minded descendants of the Teutonic Knights“ die Rede war (Or. S. 119), heißt es hier einfach „Junker“ (S. 125); mit Recht weggelassen ist Massings Behauptung, Parkes’ – vergleichsweise noch weit plumpere – Bismarck-Denunziation sei „correct, though necessarily simplified“ (Or. S. 224, Anm. 20). Mancher Irrtum allerdings blieb stehn (etwa S. 17 und Anm. 28, Constantin Frantz sei katholisch gewesen); ja, manchen begeht erst der Bearbeiter. Etwa, wo er die Führung der Zentrumspartei „fast ausschließlich in den Händen des katholischen Klerus“ bleiben läßt (S. 230, Anm. 8) während M. vorsichtiger schrieb „the clerical element remained overwhelmingly strong“ (Or. S. 211). Daß eine im Gefolge der Kreuzzeitung 1875 von der Germania gestartete antijüdische Kampagne rasch abgeblasen wurde und Windthorst die Partei (wiewohl mit Mühe) von dergleichen fernhielt, wird korrekt berichtet, allerdings nur taktisch erklärt, weil dem Verfasser offenbar die damalige vatikanische Initiative gegen jüdenfeindliche Tendenzen der österreichischen Christlichsozialen unbekannt blieb, wovon F. Funder berichtet (Vom Gestern ins Heute, Wien 1952, S. 122 ff.). Von derlei abgesehen, ist jedenfalls sehr dankenswert, daß dies lehrreiche Buch nun auch deutsch vorliegt.

**Ludwig Ritter von Rudolph:** Die Lüge, die nicht stirbt: Der ‚Dolchstoß‘ von 1918. Nürnberg 1958. Glock und Lutz. 145 Seiten.

Wie notwendig dieses Büchlein für jeden ist, der für die zeitgeschichtliche Erziehung der Jugend – als Lehrer oder auch, bei Versagen der Lehrerschaft, elterliche – Verantwortung trägt, das entnimmt man mit Schrecken der Schlußbetrachtung, aus der das Wiederaufleben der ‚Dolchstoß-Lüge‘ nach dem zweiten Weltkrieg nicht nur in den gedruckten Massenaufgaben von ‚Standardwerken‘ wie Joh. Hallers ‚Epochen der deutschen Geschichte‘ hervorgeht (S. 124 f.),

sondern sogar in amtlichen Publikationen des Koblenzer Bundesarchivs (S. 120); nicht zu reden von Memoiren wie denen des vormaligen Reichswehrministers Otto Gessler (S. 132). Zwingend führt Rudolph aus, daß die ‚Dolchstoß‘-Legende nachweisliche Lüge ist, wie schon seit dem Münchner ‚Dolchstoß‘-Prozeß von 1925 öffentlich feststeht, ohne daß ihre Verbreiter dadurch zum Schweigen gebracht worden wären, und diese Lüge von Ludendorff & Co. bewußt präpariert und propagiert wurde: Präpariert durch die allen soldatischen Gewohnheiten widersprechende Auflastung des Waffenstillstandsabschlusses an eine (eigens unter Heranziehung der Opposition und Verfassungsänderung neugebildete) zivile Regierung, obwohl alliierterseits selbstverständlich Marschall Foch abschloß. Propagiert unter anderm durch die zusätzliche Lüge, ein englischer General (der dies ausdrücklich dementiert hat) habe als erster erklärt, die deutsche Armee sei „von hinten erdolcht worden“, wie Hindenburg am 18. 11. 1919 vor dem Untersuchungsausschuß der Nationalversammlung behauptete (S. 75 f.).

Nicht deutlich genug wird allerdings die hart gebüßte Mitschuld herausgearbeitet, die selbst ein Ebert am Entstehen der Legende auf sich lud, als er aus dem törichten Nationalismus allzuvieler immer wieder als ‚vaterlandslose Gesellen‘ verdächtigter deutscher Sozialdemokraten heraus am 11. 12. 1918 die von der Front zurückkehrende Garde-Division des Generals von Lequis u. a. mit dem Satze begrüßte: „Kein Feind hat euch besiegt!“ (S. 75). Wie dieser Satz, so wird auch die treffende Feststellung des englischen Historikers G. Barraclough nur eben zitiert, nicht näher entwickelt, daß die SPD-Führer „keine der drei grundlegenden Reformen – Demokratisierung des Heeres, öffentliche Kontrolle der Schwerindustrie, Neuverteilung des Landbesitzes – durchgeführt“ haben, durch die nach menschlichem Ermessen Hitler und allem dazugehörigen Unheil vorzubeugen gewesen wäre. Auch sonst zeigt sich der tapfere Frontoffizier (und als solcher geadelte) Ritter von Rudolph als etwas unpolitisch. (Etwa S. 132: „Bis der Reichstag sich zur Berufung eines frontkundigen Kanzlers entschloß...“; nicht vom Reichstag, von Generalfeldmarschall Hindenburg ist Brüning erst herankommandiert, dann im Stich gelassen worden!) An der Glaubwürdigkeit und Überzeugungskraft in der Sache, um die es hier geht, ändert das nichts. Hier spricht ein redlicher Zeuge, von dem jeder etwas lernen kann.

**Rudolf Höß:** Kommandant in Auschwitz. Autobiographische Aufzeichnungen, eingeleitet und kommentiert von M. Broszat. Stuttgart 1958. Deutsche Verlagsanstalt. 184 Seiten.

Diese ungemein verdienstliche Veröffentlichung des ‚Institut für Zeitgeschichte‘ gehört in die Hand jedes einschlägig Interessierten, vor allem aber in die des Geschichts- und die des Religionslehrers, der junge Menschen zur Erkenntnis und richtigen Einschätzung dessen erziehen soll, was hinter uns liegt und ähnlich vielleicht auch wieder vor uns. Denn mit Recht bemerkt die Einleitung, Himmlers berüchtigten Satz vom 4. 10. 1943 zitierend über jene, die das Ausführen von Massenmordbefehlen „durchgehalten hätten“ und dabei – abgesehen von Ausnahmen menschlicher Schwäche – „anständig geblieben“ seien, gemeint sei hier genau „der disziplinierte Lagerkommandant vom Schlage eines Höß, der sich rücksichtslos durchsetzte, vor keinem Befehl zurückschreckte, aber dabei persönlich ‚anständig‘ blieb“ (S. 15). Ja, fügen wir bei, der seine Memoiren (die er selbst betitelt hat: ‚Meine Psyche. Werden, Leben und Erleben‘) mit den Sätzen schließen konnte:

„Mag die Öffentlichkeit in mir die blutdürstige Bestie, den grausamen Sadisten, den Millionemörder sehen – denn anders kann sich die breite Masse den Kommandanten von Auschwitz“ (dessen jüdische Opfer allein er selbst auf 2½ Millionen schätzte, S. 162) „gar nicht vorstellen. Sie würde doch nie verstehen, daß er auch ein Herz hatte, daß er nicht schlecht war.“ (S. 151, dazu das vorbildliche Familien-

leben vor und während der Lagerzeit S. 52 und S. 129: „Ja, meine Familie hatte es in Auschwitz gut.“)

Der geständige Millionemörder spricht hier, der mit Bezug auf den Massenmord als solchen ein gutes Gewissen hat (S. 120 f., 138), Selbstvorwürfe nur kennt, weil er nicht rechtzeitig unter Eingeständnis seiner mangelnden ‚Härte‘ sich „für den Dienst an einem KL *nicht geeignet*“ erklärt habe: „Ich brachte den Mut dazu nicht auf: weil ich mich nicht bloßstellen wollte...“ (S. 67); früher klagt er sich auch an, „weil ich dem Willen meiner Eltern nicht gefolgt, nicht Geistlicher geworden war. Seltsam, wie mich gerade dies alles in diesem Zustand quälte...“ Auch „mein amtlicher Kirchenaustritt von 1922 quälte mich. Doch war dieser doch nur die Bereinigung eines Zustandes, der seit dem Ende des Krieges bestand“ (S. 46) und von Höß mit (von ihm vermutetem) sittlichem Versagen eines Priesters sowie „der“ Kirche (in Gestalt von ihm beim Palästinafeldzug 1917 beobachteten Devotionalienhandels) erklärt wird. (Was für Religionsunterricht mag er empfangen haben?)

„Mir wird immer vorgehalten, warum ich nicht den Vernichtungsbefehl abgelehnt hätte, diesen grauenhaften Mord an Frauen und Kindern. Ich habe aber schon in Nürnberg geantwortet: Was würde mit dem Geschwaderkommodore geschehen sein, der sich geweigert hätte, einen Angriff auf eine Stadt zu fliegen, von der er genau wußte, ... daß seine Bomben hauptsächlich nur Frauen und Kinder töten würden?“ (S. 138). So gewiß jeder, der es noch nötig hätte, sich durch dieses Argument nachdenklich machen lassen sollte, so erstaunlich ist, daß Höß zwischen der *ungewollten* (wenn auch in stets mehr demoralisierendem Maß unvermeidlichen) Nebenwirkung einer Aktion gegen eine (*auch* mit ‚Zivilisten‘ durchmengte) kriegsführende Macht und der *gewollten* Vernichtung nach ‚biologischen‘ Gesichtspunkten eigens unter Nichtkombattanten ausgesuchter Opfer keinen Unterschied zu machen bereit ist. Zum Teil ist das gewiß eine Folge seiner Lektüre im Zuchthaus (1924–29 wegen – selbstverständlich auch ‚gutgläubigen‘! – Fememords): „Geschichte, Rassenkunde und Vererbungslehre“ (S. 48). Vor allem aber: „Nach dem Willen des Reichsführers SS wurde Auschwitz die größte Menschen-Vernichtungs-Anlage aller Zeiten. Als er mir im Sommer 1941 persönlich den Befehl erteilte..., konnte ich mir nicht die geringsten Vorstellungen über die Ausmaße und die Auswirkungen machen.“ (Später hat er dann dem Vergasungsvorgang in allen Stadien bis zum letzten – „durch das Beobachtungsloch in der Tür“ (S. 166) – ungezählte Male „kalt zusehen“ müssen, „weil die Ärzte mich darauf aufmerksam machten. Ich mußte dies alles tun – weil ich derjenige war, auf den alle sahen...“ (S. 128). „Wohl war dieser Befehl etwas Ungewöhnliches, etwas Ungeheuerliches. Doch die Begründung ließ mich“ (sic) „diesen Vernichtungsvorgang *richtig* erscheinen. Ich stellte damals keine Überlegungen an – ich hatte den Befehl bekommen – und hatte ihn durchzuführen... Wenn der Führer selbst die ‚Endlösung der Judenfrage‘ befohlen hatte, gab es für einen alten Nationalsozialisten keine Überlegungen...“ (S. 120).

**Edward Crankshaw:** Die Gestapo. Berlin 1959. Colloquium Verlag, 260 Seiten.

Gegenüber Reitlingers: ‚Die SS‘ – (FR XI, 97), dem durch breiter angelegte, mit umfassenderem Literaturnachweis und Registern versehene (wenn auch in einigen Punkten korrekturbedürftige) Darstellung für den Historiker nach wie vor unentbehrlichen Werke, besitzt dieses in England früher, in Deutschland später vorgelegte den einen wichtigen Vorzug, daß es leichter lesbar, als knappe Einführung gerade auch für den Nichthistoriker noch brauchbarer ist; nicht zuletzt durch eine weniger an den geradezu chaotischen Ablauf des berichteten Geschehens in der Zeitabfolge gebundene, mehr nach der Rolle der beteiligten Personen und der betroffenen Sachgebiete gegliederte Schilderung. Hier dürfte wirklich das Buch vorliegen, aus dem jeder auf irgendwelche ge-